



Deutsche
Internierten Zeitung.



Alarm zum Gegenstoß. (Gemälde von Th. Heinz Höffer.)



Verkaufsfilialen in allen größeren
Schweizer Städten.





Propheten deutscher Kultur.

Von Gefr. Dr. Nastainczyk, interniert in Weggis.

Wir haben alle einmal auf der Schule von den großen und kleinen Propheten des jüdischen Volkes gehört und viele von uns wüßten vielleicht noch von manch anderem als bloß von Jeremias zu sagen, welche Bedeutung er für das auserwählte Volk Palästinas gehabt habe. Wie wenige aber von uns leider so viel Rückwärtschauenden haben sich schon einmal die Fragen vorgelegt: Wer sind denn unsere deutschen Propheten, und was haben sie uns zu sagen? Oder lebte etwa unser Volk in lauter Gottverlassenheit, und offenbarte sich Gott in ihm weniger als im palästinischen Judenvolk! Der Krieg, der uns die Augen öffnete für so viele Dinge, hat auch solche Fragen wieder lebendig gemacht. Nicht umsonst holt man jetzt so viel Carlyle hervor, dem gerade die Frage nach den Führern und Propheten der Völker und besonders des deutschen Volkes so lebhaft vor der Seele stand. Mehr als je bedarf eben jeder einzelne in dieser ehernen Gegenwart, die so Ungeheures an seelischer Kraft von uns fordert, auch eines freudigen Vertrauens auf unser Volk und einer Vergegenwärtigung alles dessen, was an Großem bei uns und von uns geschah.

Es ist ein altes Bild, die sich ablösenden und einander widerstrebenden Perioden im Werden und Vergehen des Einzelnen wie der Gesamtheit mit dem Auf und Ab des Atmens zu vergleichen. So hat man auch den großen Entwicklungsgang des deutschen Volkes als ein Spiel von Rhythmus und Gegenrhythmus eigener Entwicklung und Aufnahme des Fremden aufgefaßt und die Geschichte des deutschen Volkes in Abschnitte von je vier einerseits mehr nationalen, andererseits dem Volkstumsgedanken mehr entfremdeten Jahrhunderten aufgefaßt: 300—700 national, Beherrschung der Romanen; 700—1100 Romanismus; 1100—1500 national, Gotik; 1500—1900 Renaissance. Natürlich bedeuten die Zeiten, da man zugunsten des Fremden sein Volkstum preisgab, noch keine kulturelle Verengung. Man speicherte im Gegenteil gerade in diesen Epochen mit Eifer und Wohlgefallen ein Kulturgut auf das andere. Aber dennoch wagen mutige Neuerer schon vom „Verhängnis“ solcher Zeiten wie des Romanismus und der Renaissance zu sprechen. In der Tat läßt

sich, ganz abgesehen von den vielen verheerenden Einzelfolgen eines fremden Bildungsideales für die nationale Kunst, Wissenschaft und Religion, schon ganz allgemein gegen die Zufuhr immer neuen fremden Kulturmaterials einwenden, daß nur das dem Menschen wahrhaft frommt, was das Ergebnis seiner eigenen Arbeit ist. Und dann: Ist nicht vieles von dem von außen Bezogenen einfach Kulturballast gewesen und für die Einzelpersönlichkeit ein Hindernis, zu voller Entfaltung ihres Wesens zu gelangen? So entringt sich denn gerade im Hochbetriebe der Kulturbeeinflussung von auswärts aus den Seelen der völkisch Empfindenden die Klage: „Wir sind allgemach vor lauter wirklichem und eingebildetem Reichtum bettelarm geworden.“ (Lagarde).

Wie nach der Übersättigung durch den Romanismus alle nach innen gerichteten völkisch reinen Geister, besonders die deutschen Mystiker den Mut fanden zu der bitteren Frage: Gibt es denn keine Seele, die fühlt, daß dieser überkommene Kulturreichtum uns erdrückt, weil er uns fast nötigt, nicht wir selbst zu sein? — so stehen auch in der Übergangszeit vor der Renaissance zur gegenwärtigen Kulturepoche Männer von tiefer völkischer Überzeugung, die für den deutschen Menschen und die Nation den Hauptgrundsatz predigen: „Es gibt nur eine Schuld, die, nicht wir selbst zu sein.“ (Lagarde). Und wie man schon die großen Mystiker Meister Eckehart, Jauler und Seuse mit Recht als deutsche Propheten bezeichnet hat, weil sie unserm Volke gesagt, zu welchem Zerrbild die deutsche Seele durch die Romanisierung geworden war, so müssen erst recht die, welche in unsern Zeiten uns klargemacht haben, welche gemeinsame Not wir mit der Überkultur der Renaissance empfinden, und wie wir uns daraus retten können, unsere Propheten sein. Noch in keiner Epoche gab es so vielen fremden Kulturballast in Deutschland wie in der Renaissance, und darum haben auch noch niemals so traurig wie im 19. Jahrhundert die Klagen geklungen, daß von so vielem, was in früheren Zeiten an wahrhaftem Volkstum geblüht, fast nichts mehr übrig geblieben sei; die begeisterten Männer, die diesem Zeitalter am klarsten und inbrünstigsten namhaft gemacht haben, was ihm nottut, und uns

deutlich die Tiefe und den Reichtum des echt deutschen Wesens gezeigt haben, sind: Johann Gottlieb Fichte und Paul de Lagarde.

Zwar hat von der Höhe des Mittelalters her die völkische Denkarbeit an der Gestaltung der Kultur teilgehabt. Der Gedanke einer rein deutschen Kultur ist nicht von gestern auf heute entstanden; es bedarf nur der Erinnerung an die spezifisch deutschen Weltauffassungen eines Meister Eckehart, Nicolaus von Kues, Jakob Böhme, Kepler, Leibniz, Kant; eines Hinweises auf die echt deutschen Lebensideale: innere Freiheit, Selbstentwicklung, universales Denken, wie sie in den rein gedanklich gerichteten Schriften unsrer Klassiker und der ihnen nahestehenden Geister gepredigt werden; oder auf die deutschen Träume der Romantiker vom Schläge Wackenroders und Novalis'.

Aber erst die große Not des vergangenen Jahrhunderts hat recht eigentlich die deutsche Seele aus ihrer ganzen Tiefe emporsteigen und Geist der Zeit werden lassen, und ihre lebendigste Stimme fand sie in J. G. Fichte. Er ist uns in diesen Tagen doppelt interessant, weil sonst keiner unsrer großen Propheten sich so eng mit den Gegenwartsfragen berührt, wie seine granitne Persönlichkeit. Aus der Fülle seiner Gedankenwelt greifen am deutlichsten auf das geistige Leben unsrer Tage hinüber, ja gewinnen eigentlich erst jetzt wahre Gestalt und wirksames Leben die Ideen: deutsche Frömmigkeit, deutsche Volkheit, deutsche Bildung. — Im Grunde seines Wesens tiefreligiös, läßt er seine so mannigfaltigen Untersuchungen fast sämtlich im Übersinnlichen, im Metaphysischen, im Religiösen wurzeln. Von einer so umfassenden Wissenschaft, daß er ein Fundamentalwerk wie die „Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre“ schaffen konnte, sieht er den abertausend Dingen dennoch auf den Grund, vergißt und scheut sich nie, sie im All zu verankern, treibt nicht etwa bloß alexandrinische Tatsachenkrämerei; selbst beim streng Wissenschaftlichen betont er: „Nur das Metaphysische, keineswegs aber das Historische macht selig.“ Noch enger zieht er dann den metaphysischen Kreis in seiner „Anweisung zum seligen Leben“; hier behandelt er die einzelnen Weltansichten, wählt unter der sinnlichen, vernünftigen, sittlichen, religiösen als sein Lebensideal die religiöse aus und postuliert sie auch von den Menschen; sie ist ihm die „Erkenntnis, daß jedes Heilige, Gute und Schöne keineswegs unsre Ausgeburt oder die Ausgeburt eines an sich nichtigen Geistes, Lichtes, Denkens, sondern daß es die Erscheinung des inneren Wesens Gottes in uns unmittelbar sei“. „Nur das religiöse Auge dringt ein in das Reich der wahren Schönheit“ sagt er anderswo. Als wirkliche und wahre Religiosität erscheint ihm aber nicht etwa lediglich ein Brüten über andächtigen Gedanken, sondern sie ist ihm — wie allen echt deutschen „Gottesfreunden“ — Tätigkeit, ein kraftvolles

Handeln in dem innigen Bewußtsein, daß Gott selber in uns sein Werk vollziehe. Er prägt für die Religion, so wie die ganze deutsche Gotteskinderschaft sie auffaßt, das große Wort: „Religion ist nicht ein für sich bestehendes Geschäft, das man abgesondert von andern Geschäften etwa in gewissen Tagen und Stunden treiben könnte, sondern sie ist der innere Geist, der alles unser Denken, Handeln durchdringt, belebt und in sich eintaucht“. Mit der philosophischen Begründung dieser Auffassung behauptet er aber keine neue religiöse Lehre zu bringen, sondern nur eine Verwirklichung des reinen Christentums, wie es das Johannesevangelium verkündet. Mit Prophetenstimmen preist er des Christentums ewigen Kern, daß man nur in Jesu, der als erster bestimmt die Gotteswürde der Menschenseele gepredigt, und durch die Verwandlung in sein Wesen mittelbar Gottes Kind werden könne; freilich entfernt er sich von den bestehenden christlichen Religionsystemen, indem er jede Art von Autoritätsglauben zugunsten von Erkenntnis und innerer Freiheit preisgibt. Mit dieser Religion, die nicht im Gegensatz zum Christentum stehen will, sondern sich in unkirchlicher Form aus ihm heraus entwickelt, beginnt eine neue Phase des deutschen Idealismus, die sich „Christentum als deutscher Idealismus“ nennt; und das wichtigste an dieser geistigen Bewegung ist die spezifisch deutsche Auffassung der Religion als des individuellen Erlebnisses der inneren Seelenkräfte und der daraus entspringenden individuellen Arbeit an Welt und Menschheit. Die Moral hat in Fichte's System nur einen sehr untergeordneten Wert; aber da er nicht Willkür, sondern Persönlichkeitsentwicklung verlangt, predigt er nicht Zügellosigkeit, sondern Ordnung des Lebens nach den inneren Gesetzen des Individuums und der völkischen Gemeinschaft.

Die Rücksichtnahme auf die menschliche Gesellschaft, d. h. zunächst auf die Volksgenossen, bedeutet für das Individuum aber keineswegs eine Hemmung, sondern eine Förderung der Freiheit und Verlebendigung der Selbsttätigkeit. Die „Beziehung der vernünftigen Wesen auf einander“, wie Fichte dieses Verhältnis nennt, schafft ja unendlich viel mannigfaltigere Möglichkeiten des Wollens und der Betätigung als die Absonderung von andern. Durch diese „Wechselwirkung durch Freiheit“ entwickelt sich bei den Menschen aber ganz von selbst allmählich ein bestimmtes Verhältnis, miteinander zu leben: das Rechtsverhältnis. So entsteht der „Rechts- und Freiheitsstaat“, der zwar den Schutz der individuellen Selbständigkeit betont, aber Selbstsucht, Überhebung, ja sogar unnütze Eigenbrödelei verfolgt. Da ein jeder sich selbst zu kultivieren hat, braucht man nicht seine Mitmenschen beglücken zu wollen, aber andererseits verbietet der Respekt vor der „Gleichheit alles dessen, was menschliches Angesicht trägt“, Kräfte und Fähigkeiten zur Benachteiligung der andern zu mißbrauchen. Bittere

Jugenderfahrungen mögen Fichte, der aus ärmlichen Verhältnissen stammte, zu dieser warmen Schätzung des Einzelmenschen geführt haben, sowie zur Befürwortung sozialer Pflichten und zur kräftigen Betonung solcher Grundsätze wie: Jeder Bürger des Rechts- und Freiheitsstaates müsse ein Eigentum haben und von seiner Arbeit leben können. — Rasch erfolgt aber bei Fichte eine immer weitere Entfernung von solchen Anschauungen. Schon der 1800 postulierte „geschlossene Handelsstaat“ steht auf neuer Grundlage: Schmälerung der Freiheit und Selbständigkeit der einzelnen zugunsten einer inneren Hebung des Ganzen. Es soll einem jeden durch den Staat die Möglichkeit verschafft werden, so recht menschlich auf der Erde zu leben, wie es die Natur nur irgend gestattet; und die äußeren Mittel zu dieser allgemeinen Aufbesserung der sozialen Verhältnisse sieht er in einer wirtschaftlichen Abschließung des Staates, einem Verbot des Handels mit dem Ausland, der Einführung eines Landesgeldes und den daraus sich ergebenden wichtigen innerpolitischen Folgen: Organisation der Arbeit, Herstellung des Gleichgewichts zwischen Produktion und Verbrauch, gewissenhafte Verteilung des jedem einzelnen Zufallenden — alles Dinge, die im gegenwärtigen durch die Blockade abgeschlossenen Deutschland wie Weissagungen anmuten müssen. Am erstaunlichsten ist übrigens, wie diese hundertjährige Theorie selbst in Einzelheiten im heutigen deutschen Staatsverbanne zur Wahrheit geworden ist. Sätze wie: „Fast jedes Klima hat seine eigenen Stellvertreter für jedes ausländische Produkt, nur daß der erste Anbau die Mühe nicht lohnt“, oder: „Tragen nicht mehrere Grasarten, Stauden, Bäume in unsere Klimaten eine wohl ebenso feine und durch Kultur sehr zu veredelnde Wolle?“ könnten ebenso gut aus unsern Tagen stammen. Ob sich aber vom Allgemeinwerden des ganzen Systems auch der von Fichte damit verknüpfte „ewige Friede“ zwischen den Völkern erwarten ließe?

In dem später proklamierten „Kulturstaat“ wird die Selbständigkeit des Einzelnen noch weit mehr außer acht gelassen und die Gattung als das einzig wahrhaft Existierende hingestellt. „Individuen verschwinden vollends vor dem Blick des Philosophen und fallen ihm alle zusammen in die eine große Gemeine“ der Gattung. Der Zweck der Gattung aber ist „Kultur als Einrichtung aller Verhältnisse nach dem Vernunftgesetz“. — So kommt Fichte von einem ursprünglich nationalen Staatengebilde immer mehr auf kosmopolitische Abstraktionen, bis ihn die große Katastrophe von 1806 in ihre Leidenschule nimmt und ihn der

Nationalstaat und das Volkstum wiederfinden läßt. Unter Preisgabe seines früheren Standpunktes hält er in der Zeit der Not treu zu seinem Volk und wird ihm seit dem Winter 1807/08, da er die „Reden an die deutsche Nation“ hielt, ein weitschauender geistiger Führer. Als erster versucht er damit eine philosophische Begründung des deutschen Gedankens. Von den fünf Leitsätzen, die sich in den „Reden“ erkennen lassen, handeln die ersten beiden allgemein spekulativ von der Bedeutung der Nation überhaupt, besonders von ihrer Ewigkeit; der dritte von der irdischen Ewigkeit des Menschen im Fortwirken seiner auch noch so unbedeutenden Handlungen innerhalb des Körpers seines Volkes: „Der Glaube des edlen Menschen an die ewige Fortdauer seiner Wirksamkeit kann sich nur gründen auf die Hoffnung der ewigen Fortdauer des Volkes, aus dem er sich selber entwickelt hat“; der vierte Leitsatz ist der, der unsere deutsche Seele am meisten bewegt: er handelt von des deutschen Volkes ausgeprägtem geistigen Volkstum und seiner höchsten Bedeutung, ja Unentbehrlichkeit für die Menschheit. Nicht alles, was Fichte dabei erörtert, ist frei von Ekstase, z. B. die Betrachtungen über das Sprachliche. Aber seine tiefsten Blicke in die deutsche Seele sind klar und nicht trügerisch oder gar bewußt gefällig. Wie Felsen von Erz stehen bis heute seine Erkenntnisse da: er ist der erste, der das deutsche Volk das Volk des Gemütes genannt hat; er findet die Größe des deutschen Volkes in der Ursprünglichkeit und Uneigennützigkeit seines Schaffens; er findet, wofür R. Wagner das schöne Wort geprägt: „Deutsch sein heißt, eine Sache um ihrer selbst willen tun.“ In der ganzen Tiefe der Innerlichkeit, wie sie sich besonders in Religion, Philosophie und Kunst beweist, hat Fichte als erster das deutsche Volk begriffen, und gerade weil er die ganze Fülle der deutschen inneren Kraft und dazu die der übrigen Völker überschaut, ist er der Ansicht, daß die „unversiegbare deutsche Quelle“ für die Weiterentwicklung der Menschheit unentbehrlich ist. Das Gefühl der Unentbehrlichkeit — dieser Mahnruf bildet den fünften Leitsatz — muß aber bei allen Deutschen zu höchster Kräfteanspannung führen, deren äußerer Lohn dann auch notwendig eine Überwindung aller dem deutschen Volkstum drohenden Gefahren sein wird. Und darum, weil das von Fichte Erkannte der tiefste Grund des deutschen Aufstieges ist, muß sein Name mit dem deutschen Volkstumsgedanken unzertrennlich verbunden sein.

(Schluß folgt.)

Die Errichtung von Kriegerheimstätten

(unter besonderer Berücksichtigung des Kapitalabfindungsgesetzes vom 3. Juli 1916)

Von Leutnant Dr. Ahrens.

(Schluß.)

Was hat der Anwärter auf eine Heimstätte zu berücksichtigen?

I. Die Kapitalfrage.

Die Geldfrage ist die wichtigste für jeden Ansiedler, da unsicheres Kapital mit Notwendigkeit zum wirtschaftlichen Ruin des Heimstättenbesitzers führen muß. Zum Erwerb der Stelle, zum Bau des Hauses soll also niemals geschritten werden, bevor nicht das Kapital nach allen Richtungen hin gesichert ist. Die Anleitung zur Lösung dieser wichtigsten Frage des Heimstättenproblems geschieht am besten an der Hand eines praktischen, mehrfach erprobten Beispiels. Die Kosten für eine Wirtschaftsstelle der Art, wie sie den Bedürfnissen entsprechend preiswert herzustellen ist, berechnen sich folgendermaßen:

1. Einfamilienhaus mit Stallung und lebendem Inventar (bezugsfertig)	6200 M.
2. 2 Morgen Land (Durchschnittspreis)	1800 "
3. Betriebskapital	800 "
zusammen:	8800 M.

Für den Kriegsteilnehmer, der Ersparnisse in Höhe von 8800 M. besitzt, ist die Kapitalfrage einfach gelöst. Da dies aber nur in den seltensten Fällen zutreffen, der Kriegsteilnehmer vielmehr nur geringe oder keine Ersparnisse haben wird, seien die beiden letzteren Möglichkeiten hier angenommen.

a) Der Kriegsteilnehmer mit Ersparnissen von etwa 1000 Mark.

Die in fast allen Bundesstaaten bestehenden Rentenbanken gewähren eine Beleihung ländlicher Wirtschaftsstätten bis 90% (d. h. in obigem Beispiel von 8000 M. Gebäude und Bodenwert: bis 7200 M.). Der „Stellenehmer“ erhält diesen Betrag in Rentenbriefen, die an der Börse mit etwa 8% Kursverlust verkauft werden. Ihm werden also 6624 M. bar gezahlt, die er mit 4% jährlich zu verzinsen und mit 1/2% jährlich zu tilgen hat. Wenn er zu seinen Ersparnissen von 1000 M. noch eine Beleihung zur zweiten Stelle in Höhe von 1200 M. zu einem jährlichen Zinsfuß von 4–5% aufnimmt, so ist das erforderliche Erwerbs- und Betriebskapital vorhanden. (Für die Besorgung der zweiten Hypothek stehen den Bewerbern für Kriegerheimstätten die Provinzial-, Kreisverbände und sonstige öffentlich-rechtliche Korporationen zur Verfügung.) Eine ihnen etwa zustehende Kriegsrente verbleibt diesen Kriegsteilnehmern also unverkürzt für sonstige Zwecke, insbesondere als „Notgroschen“.

b) Muß der Kriegsteilnehmer ohne Ersparnisse etwa auf den Erwerb einer Heimstätte verzichten?

Nach dem Gesagten hat es den Anschein. Und dennoch hat das soziale Bestreben des

Deutschen Reiches den tapferen Söhnen, die ihre Gesundheit für das Vaterland geopfert haben, die Möglichkeit zur Ansiedelung auf eigener Scholle gegeben, auch wenn ihnen Ersparnisse nicht zur Verfügung stehen. Durch das fast einstimmig im Reichstag angenommene „**Kapitalabfindungsgesetz**“ vom 3. Juli 1916 bietet das Deutsche Reich allen Kriegsbeschädigten ohne Ersparnisse die Handhabe hierzu. „Personen“, so sagt es in seinem § 1, „die aus Anlaß des gegenwärtigen Krieges auf Grund des Mannschaftsversorgungsgesetzes²⁾ oder des Militärhinterbliebenengesetzes Anspruch auf Kriegsversorgung haben, können auf ihren Antrag zum Erwerb oder zur wirtschaftlichen Stärkung eigenen Grundbesitzes durch Zahlung eines bestimmten Kapitals abgefunden werden.“ „Das Deutsche Reich will hiermit“, wie der preußische Kriegsminister den Entwurf des Gesetzes im Reichstage begründete, „denen, die in der Verteidigung des Vaterlandes verwundet oder erkrankt sind, und den Witwen derer, die ihre Treue mit dem Tode besiegelt haben, den Erwerb oder die wirtschaftliche Stärkung der ländlichen Ansiedelung oder eines städtischen Heimwesens ermöglichen oder erleichtern.“ Um zu verhindern, daß der Kriegsbeschädigte durch Verlust des ausgezahlten Kapitals völlig mittellos wird, sind in seinem Interesse zwei wichtige Schutzbestimmungen in das Gesetz aufgenommen. Einmal muß nach § 2 Ziffer 4 des Gesetzes für eine „nützliche Verwendung des Geldes Gewähr bestehen“, d. h. es muß der Anspruchsberechtigte nach seinen gesamten Eigenschaften die Gewähr bieten, daß er mit ganzem Ernst und mit Lust und Liebe an die Ansiedelung geht. Sodann ist im § 3 des Gesetzes bestimmt, daß die Kapitalabfindung eines Kriegsbeschädigten oder einer Witwe nur die Kriegs-, Verstümmelungs- und Tropenzulage (bezw. bei Witwen einen Teil der Rente) umfassen kann. Der Teil der Gebühren, die der Kriegsbeschädigte im Frieden als Friedensrentenempfänger erhalten würde³⁾ (bezw. bei Witwen der Restteil der Rente), wird außerdem in Rentenform weiter gezahlt. Durch diese Fassung des Gesetzes ist ein soziales Problem in vollkommenster Weise praktisch gelöst worden, und zwar zuerst und bisher allein unter den kriegsführenden Staaten von dem Deutschen Reich, das in den Augen seiner Feinde als „Barbarenstaat“ gilt.

Wie hoch berechnet sich die Abfindungssumme, wenn die einzelnen Zulagen (bezw. bei Witwen

²⁾ Alle Personen des Soldatenstandes vom Dienstgrade eines Feldwebels abwärts.

³⁾ Vergleiche hierüber die „Versorgungsansprüche der dienstbeschädigten Kriegsteilnehmer“ in „Deutsche Internierten-Zeitung“, Heft 20–22.

ein Teil der Rente) kapitalisiert werden? Maßgebend ist hierfür einmal das Lebensalter des Kriegsbeschädigten oder der Witwe und sodann die Art der zustehenden Zulage. Je jünger die Betroffenen sind, je höher sind die Abfindungssummen. Als Anhaltspunkte für die in Frage stehenden Beträge sollen hier folgende Zahlen aus der „Übersichtstafel I“ des Gesetzes erwähnt werden:

Abfindungssumme.

Lebensalter des (der) Abzufindenden	eines rentenberechtigten Kriegsteilnehmers			einer Witwe		
	Kriegszulage 180 Mk.	Einfache Verstümmelungszulage (824 M.)	Doppelte Verstümmelungszulage (648 M.)	Gemeine (200 Mk.)	Sergeant, Unteroffizier (250 Mk.)	Feldwebel (300 Mk.)
22	3285	5913	11 826	3650	4562,50	5475
25	3150	5670	11 340	3500	4375	5250
30	2925	5265	10 530	3250	4062,50	4875
35	2700	4860	9 720	3000	3750	4500
40	2475	4455	8 910	2750	3437,50	4125
45	2250	4050	8 100	2500	3125	3750
50	1935	3483	6 966	2150	2687,50	3225

Daraus ergibt sich, daß rentenberechtigte Kriegsteilnehmer oder Witwen von solchen für die Ansiedlung auf eigene Scholle Beträge erhalten können, die ihnen in einigen Fällen sogar den Erwerb einer schuldenfreien Heimstätte ermöglichen.

II. Die Bodenfrage.

Sie bietet wesentlich geringere Schwierigkeiten. Für die Lage, Größe und den Preis der Heimstättenfläche sind die örtlichen Verhältnisse sowie die Verwendungsart der Siedelung maßgebend. Eine Wohnstätte in oder bei einer Stadt wird eine geringere, dafür aber um so teurere Bodenfläche erfordern als eine größere Wirtschaftsfläche auf dem flachen Lande. Als Mindestfläche für Siedelungen der ersteren Art sind 1250 Quadratmeter Gartenland, für solche der letzteren mindestens 5000 Quadratmeter (zwei Morgen) Land aus Rentabilitätsgründen erforderlich.

Die sachgemäße Beratung durch die bestehenden Heimstättenorganisationen⁴⁾ wird in jedem Einzelfalle indessen die Bodenfrage in zweckentsprechender Weise lösen.

III. Die Hausfrage.

Für sie lassen sich allgemeine Richtlinien nur vereinzelt aufstellen. Billigkeit und solide Bauart sind neben der Raumfrage die beachtenswertesten Punkte bei Errichtung des Hauses. Daneben wird dem Geschmack des Ansiedlers häufig Rechnung zu tragen sein. All diesen Anforderungen wird das Durchschnittshaus gerecht, das von den verschiedenen Organisationen für Kriegerheimstätten zu einem Preise von 3500—5000 Mark errichtet wird. Ein solches Haus (einschließlich

Brunnen, Pumpe, Entwässerungsanlage und Umfriedigung des Hofes, also bezugsfertig⁵⁾, wie es die Abbildung in letzter Nummer zeigte, wird z. B. zu einem Preise von etwa 4500 Mark von dem deutschen Verein Arbeiterheim zu Bethel bei Bielefeld hergestellt. Im Erdgeschoß liegen: (außer Abort) eine Wohnküche von 15,6 qm, zwei Stuben von 13,65 und 8,50 qm, eine Diele von 10,17 qm, ein Ziegen- und ein Schweinestall von 3 bzw. 3,34 qm und eine eingebaute Veranda von 3,70 mal 1,68 m. Das Dachgeschoß weist eine gerade Stube von 12,87 qm, statt deren sich zwei abgeschrägte Kammern von je 3,90 mal 2,25 m einbauen lassen, sowie einen großen Bodenraum auf. Im Keller stehen zwei große Aufbewahrungsräume zur Verfügung. Die Geschoßhöhe ist 2,50 m (im Keller 1,85 m). Das Mauerwerk besteht aus Ziegeln in einer Stärke von 25—45 cm. Der Innenausbau ist in einfacher, zweckentsprechender Weise ausgeführt. Der Hauptwert ist auf Bequemlichkeit und einfache, aber geschmackvolle Ausführung gelegt. Unnötige Äußerlichkeiten und „Feinheiten“, die eine unnütze Verteuerung des Baues verursachen und dadurch die Rentabilität gefährden würden, sind vermieden. Persönlicher Geschmack kann entsprechend den zur Verfügung stehenden Mitteln und den Bedürfnissen des Eigentümers das Heim noch wohnlicher machen. Stets soll dabei aber der Leitgedanke sein, daß jeder äußere kostspielige Schmuck nicht nur die Kosten erhöht, sondern die Rentabilität in Frage stellen kann.

IV. Die Rentabilitätsfrage.

Hier gilt als oberster Grundsatz, daß der Heimstättenbesitzer rechnen und wieder rechnen muß. Ein Verstoß hiergegen würde, zum mindesten in der ersten Zeit, sein wirtschaftlicher Ruin werden können. Die Rentabilitätsfrage selbst wird an der Hand des oben genannten praktischen Beispiels am besten illustriert. Zum Erwerb der genannten³⁾ Wirtschaftsstätte braucht der Ansiedler 8000 Mark, für die er jährlich aufzubringen hat:

4 ¹ / ₂ % von 7200 Mk. (1. Hypothek zu 4 % Zinsen und 1/2 % Tilgung)	324,00 Mk.
4 ¹ / ₂ % von 1200 Mk. (2. Hypothek)	54,00 Mk.
1 % für Lasten und Aufwendungen	88,00 „
3 ³ / ₄ % für Verzinsung des eigenen Kapitals (1000 Mk.)	37,50 „
	503,50 Mk.

d. h. etwa 5,7 % der Stellenkosten. Für diese Jahresaufwendungen der Gesamtstellenkosten hat der Heimstättenbesitzer eine Wohnung, die in jeder Hinsicht weit mehr Vorteile bietet, als eine Mietswohnung zu einem Jahreszins von 503,50 Mk. sie zu bieten vermag. Daneben — und darin liegt der materielle Hauptvorteil jeder eigenen Garten- oder Wirtschaftsstelle — gewährt sie die Möglichkeit, für den Eigentümer und seine Familie

⁴⁾ Vergleiche Schluß der Abhandlung.

⁵⁾ Zu I.

den Eigenbedarf an Milch, Eier, Obst, Gemüse und ähnlichen Bedürfnissen durch sachgemäße Ausnutzung des Gartens oder Ackers, durch Tierzucht, Obstbau u. a. zu liefern. Der Wert dieser Erträge kann je nach der Intelligenz und dem Streben des Ansiedlers gesteigert werden, besonders bei den hohen Preisen und der großen Nachfrage, die im Kriege und noch lange nach Friedensschluß nach landwirtschaftlichen Produkten vorhanden sein wird.

Im Zusammenhang mit der Frage der Rentabilität bedarf noch eine weitere besonderer Erwähnung, die in den meisten Fällen praktische Bedeutung erlangen wird. Das Sprichwort „Aller Anfang ist schwer“ trifft auch für den Heimstättenbesitzer zu. Die erste Zeit wird ihm bei dem — zumeist vorhandenen — Mangel an eigenen praktischen Erfahrungen eigener Betriebsführung unvorhergesehene Wirtschaftsausgaben verursachen. Um die geldlich schwierigere Anfangszeit zu erleichtern, stundet der Staat dem Heimstättenbesitzer auf Antrag die ersten drei Jahresrentenzahlungen (Zinsen und Tilgungsbeträge der 1. Hypothek), die zu dem Kapital gegen Zinspflicht geschlagen werden (in obigem Beispiel drei mal 324 Mark). Der Stelleneigentümer kann so mit ruhigerem Gefühl wirtschaften, bis die steigenden Erträge des Ackers, der Obst- und Tierzucht ihm die erwarteten regelmäßigen Einnahmen verschaffen.

Soll der Ansiedler nun ständig Eigentümer einer mit Schulden belasteten Heimstätte sein oder gibt es eine Möglichkeit, die Grundstückschulden zu tilgen? Die soziale Bestimmung der Rentengesetzgebung hat diese Fragen in einem ihm günstigen Sinne gelöst. Durch die Zahlung der Rente in Höhe von $\frac{1}{2}\%$ ist das ganze von der Rentenbank gegebene Kapital in $56\frac{1}{2}$ Jahren abgezahlt, die Stelle also schuldenfrei.

Ehrenfriedhöfe in Belgien.

Der rasche Vormarsch der Deutschen durch Belgien im August 1914 brachte es mit sich, daß die Truppen der Bestattung der Gefallenen nicht diejenige Sorge zuwenden konnten, wie im Stellungskriege, und so sehen wir denn in ganz Belgien an den Durchmarschstraßen in Feld und Flur die Toten an der Stelle beerdigt, an der sie das tödliche Blei traf. An den Orten größerer Kampfhandlungen wurden sie in Massengräbern begraben. Es wurde aber vielfach versäumt, an dem Grabe selbst eine wetterfeste Bezeichnung anzubringen, und so ist es zu erklären, daß in den Verlustlisten der ersten Kampfzeit die Zahl der Vermißten ungeheuer groß war. Bald nachdem in Belgien wieder geordnete Verhältnisse eingezogen, hat der erste Generalgouverneur, von der Goltz, bestimmt, daß ein genaues Verzeichnis aller Grabstätten mit Plänen und Karten angefertigt und Fürsorge getroffen werde, daß die von Verwitterung bedrohten Grabzeichen durch solche mit dauernd lesbare Schrift ersetzt werden. Auch sein Nachfolger von Bissing widmete der Gräberpflege ein besonderes Interesse, er hat durch die Landsturmtuppen genaue Aufnahmen der Gräber anfertigen lassen und machte es ihnen zur militärischen Pflicht, für eine dauernde gute Instandhaltung aller Grabstätten — und zwar von Freund und Feind — zu sorgen. Bei der Lage der Gräber inmitten hochkultivierter Flächen war es erklärlich, daß sie den

Zum Schluß sei noch auf die Wege hingewiesen, die jedem Kriegsteilnehmer zur Unterstützung mit Rat und Tat zwecks Erlangung einer Heimstätte offen stehen. Der am 20. März 1915 gegründete „Hauptausschuß für Kriegerheimstätten“ (Berlin NW., Lessingstraße 11), der am 30. Mai 1916 bereits 2759 Behörden und Verbände zu Mitgliedern zählte, der „Deutscher Verein für Arbeiterheim“ in Bethel bei Bielefeld, der „Deutscher Verein für ländliche Wohlfahrts- und Heimatpflege“, die „Deutsche Gartenstadtgesellschaft“, der „Verein für soziale Kolonisation Deutschlands e. V.“ und viele gemeinnützige Baugenossenschaften stellen ihre Dienste gern jedem Kriegsteilnehmer, der eine Heimstätte gründen will, zur Verfügung. Daneben sind in fast allen deutschen Bundesstaaten Provinzial- und Kreisfürsorgestellen für Kriegsbeschädigtenfürsorge gegründet, die sich in den Dienst der großen Sache gestellt haben. Jeder Kriegsteilnehmer, der mit ganzem Ernst, mit Lust und Liebe eine Heimstätte gründen und bewirtschaften will, wende sich an eine dieser segensreichen Organisationen. Sachgemäße Beratung wird ihm in jedem Falle zuteil werden.

Neben dieser praktischen Anweisung sei dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß die vorstehenden Ausführungen recht viele deutsche Hospitalisierte in der Schweiz veranlassen mögen, sich schon während ihres Aufenthaltes in der Schweiz mit der Kriegerheimstättenfrage näher zu beschäftigen, damit sie, wenn sie in die Heimat zurückkehren, mit der erforderlichen Erkenntnis von der sozialen Bedeutung dieses Problems an die Gründung eines Heims auf eigener Scholle gehen können, zu ihrem und ihrer Familie Nutzen und zum Segen des geliebten Vaterlandes.

Landwirten ein Dorn im Auge waren. Dieser Umstand hatte dann die Umbettung der Toten auf Ehrenfriedhöfe zur Folge. Am 7. November 1915 wurde die Anweisung zur Anlage der Denkmäler erlassen, in welcher die erste Bestimmung wörtlich lautet: „Die Gräber der deutschen und feindlichen Soldaten sind gleichartig zu behandeln.“ In dieser Verfügung sind Anweisungen gegeben, welche Maßnahmen zu treffen seien, um noch möglichst viele der unbekanntenen Toten nachträglich zu ermitteln, und wie die bei ihnen aufgefundenen Gegenstände, sei es, daß es sich um Wertgegenstände oder um Stücke des persönlichen Gebrauches, die Anhaltspunkte für die Ermittlung geben könnten, handelt, sorgfältig zu erhalten und aufzubewahren seien. Die Ausführung dieser Forderung bedingte eine außergewöhnliche Arbeitsleistung. Es wurden in den einzelnen Militärgouvernements besondere Gräberkommandos gebildet, welche unter Leitung von Offizieren die Umbettung der Toten, vielfach auch die Anlage der Friedhöfe selbst, zu bewirken hatten. Ihrer Arbeit ist es zu danken, daß ein außerordentlich hoher Prozentsatz von unbekanntenen Toten, bei einzelnen Kommandos bis zu 90 v. H., noch nachträglich festgestellt worden ist, und zwar nicht nur deutsche, sondern auch feindliche Soldaten. Alle Fundstücke von Freund und Feind werden sorgfältig gesammelt und, soweit sie den Angehörigen nicht direkt zugestellt

werden können, dem Zentralnachweiskureau in Berlin zugeleitet, welches sie nach Friedensschluß an die feindlichen Angehörigen überweisen wird.

Und nun die Ehrenfriedhöfe selbst! Vielfach wurden vorhan eine Massengräber als Kernpunkt der Anlage benutzt. Durch Hinzulegung der zerstreut liegenden Toten wurden dann auf Grund künstlerisch durchdachter Pläne größere und kleinere Anlagen geschaffen, die naturgemäß schon unmittelbar nach ihrer Fertigstellung einen harmonischen Eindruck bieten, wenn eine schöne Vegetation vorhanden ist. Auf hohen Bergkuppen, inmitten schattiger Wälder, oder auch auf weiter brauner Heide wurden unter Hauptmann Rehorsts Leitung und vielfach nach seinen eigenen Entwürfen Anlagen geschaffen, die der deutschen Kunst wohl dauernd zur Ehre gereichen dürften. Hervorragende Kräfte, wie Professor Kreis, Düsseldorf, Architekt Pfaffendorf aus Köln, Professor Hoegg aus Dresden und Stadtbaurat

Holch aus Ulm unterstützten Rehorsts Werk. Die Ehrenfriedhöfe, die von deutscher Pietät zeugen, sind in Belgien bereits zahlreich. Auf allen Friedhöfen sind Freund und Feind mit gleichen Ehren beigesetzt worden. Das Grab des Franzosen und Belgiers ist ebenso geschmückt wie das Grab des Deutschen. Namhafte deutsche Stiftungen wurden von deutschen Menschenfreunden für die Ehrenfriedhöfe in Belgien gemacht, und es ist bezeichnend, daß viele Spender an die Hergabe der Geldbeträge die Bedingung knüpften, daß Freundes- und Feindesgräber gleichmäßig damit geschmückt würden. Auf allen Denkmälern finden wir nebeneinander folgende Inschriften:

Dem Andenken der hier ruhenden tapferen deutschen Soldaten, die hier für ihr Vaterland starben.

A la mémoire des braves soldats français morts pour la Patrie en août 1914.



Der Stammsitz Hindenburgs in Neudeck.

Die Eheschließung der Internierten mit Schweizerinnen.

Von Leutnant d. R. Nitze, Ragaz.

In Heft 57 sind die beiden Fälle behandelt, daß der Internierte eine Deutsche heiratet, die bei Bestellung des Aufgebotes entweder noch in Deutschland ist (Fall I) oder sich bereits in der Schweiz aufhält (Fall II).

Ist die Braut Schweizerin (Fall III), so hat der Verlobte die gleichen Bedingungen zu erfüllen wie im Falle II. Die Braut bedarf selbstverständlich nicht eines Heimatscheines, einer Aufenthaltskarte und eines Eheschließungszeugnisses. Das Verkündgesuch ist auch hier am Wohnsitz der Braut unter Überreichung der beiderseitigen Geburtsurkunden anzubringen. Während jedoch im Fall II hinsichtlich der Braut der Nachweis, ob sie ehefähig ist und ihrer Verehelichung keine gesetzlichen Hindernisse entgegenstehen, durch das beglaubigte Eheschließungszeugnis erbracht wird, dessen Nachprüfung dem Zivilstands-

beamten oder der Kantonsregierung nur bei dringendem Verdacht der Gesetzesumgehung zusteht, hat hier der Zivilstandsbeamte die Ehefähigkeit und das Nichtvorhandensein von Ehehindernissen zu prüfen, da ja die Braut als Schweizerin dem schweizerischen Gesetz untersteht (§§ 87, 75 VO.; Art. 96—99, 100—104 ZGB.). Ergeben sich keine Anstände und ist die Bewilligung zur Vornahme der Verkündung durch die kantonale Regierung erfolgt, dann ist der Verkündakt in den Heimat- und letzten Wohnorten der Braut und des Bräutigams 10 Tage öffentlich anzuschlagen (Art. 106 Abs. 3 ZGB.). Der Anschlag in Deutschland erfolgt, wie oben gesagt, auch nur 10 Tage und zwar durch Vermittlung der kantonalen Regierung. Nach beendetem Aushang des Verkündaktes in der Schweiz und Rück-

kunft der beglaubigten Verkündakte (Aufgebotsurkunden) aus Deutschland erteilt die kantonale Regierung die Bewilligung zur Vornahme der Trauung selbst an den zuständigen Zivilstandsbeamten wie im Fall II.

Mit der Eheschließung erwirbt die Schweizerin die Staatsangehörigkeit des Ehemannes (Art. 161 ZGB.; § 6 Reichs- und Staatsangehörigkeitsgesetz vom 22. Juli 1913). Sie ist verpflichtet, Wohnung und Wohnort des Ehemannes zu teilen (§ 1354 BGB.; Art. 25, 160 ZGB). Der rechtlich bedeutungsvolle Wohnsitz ist aber für die Ehefrau von nun an der letzte Wohnsitz des Internierten in Deutschland (Art. 4 u. 7 ZivVerh.). Daß der Internierte in der Schweiz nur ein Zwangsdomicil hat und somit hier einen rechtlichen Wohnsitz nicht begründen kann, ist für den nunmehrigen Wohnsitz der Ehefrau ohne Bedeutung. Die Geschäftsfähigkeit — oder, wie das schweizerische Recht sagt, die persönliche Handlungsfähigkeit — der Frau richtet sich ebenfalls nach deutschem Recht (Art. 7 ZivVerh.; Art. 7 EGBGB.; §§ 104 ff. BGB.; Art. 12 ff. ZGB.). Ebenso auch werden die persönlichen Rechtsbeziehungen der Ehegatten untereinander nach deutschem Recht beurteilt und zwar auch während der Zeit der Internierung (Art. 14 EGBGB.). Somit leben die Ehegatten in dem gesetzlichen Güterstande des deutschen Rechts: dem „Güterstande der Verwaltung und Nutznießung“ des Mannes, der in seinen Grundzügen der „Güterverbindung“ des schweizerischen Zivilgesetzbuches entspricht (Art. 15 EGBGB.; §§ 1363 ff. BGB.; Art. 19 ZivVerh.; Art. 194—214 ZGB.). — Dem „Haager Abkommen vom 17. Juli 1905, betreffend den Geltungsbereich der Gesetze in Ansehung der Wirkungen der Ehe auf die Rechte und Pflichten der Ehegatten in ihren persönlichen Beziehungen und auf das Vermögen der Ehegatten“, das zwischen Deutschland und einer Reihe von Staaten geschlossen ist, ist die Schweiz nicht beigetreten. — Schließen die Ehegatten während der Internierung einen Ehevertrag, so ist die Verweisung auf einen der Güterstände des schweizerischen Zivilgesetzbuches („Güterverbindung“, Art. 194 ff., „Gütergemeinschaft“, Art. 215 ff., „Gütertrennung“, Art. 241 ff. ZGB.) ausgeschlossen, da der Internierte, wie Heft 57 erörtert, keinen Wohnsitz in der Schweiz begründet, sondern

seinen Wohnsitz in Deutschland behalten hat und eine Verweisung auf schweizerisches Recht deshalb nicht zulässig ist (§ 1433 BGB.). Wohl aber kann der Internierte durch Vertrag mit seiner schweizerischen Ehefrau einen der besonderen Güterstände des Bürgerlichen Gesetzbuches: Allgemeine Gütergemeinschaft §§ 1437 ff., Errungenschaftsgemeinschaft §§ 1519 ff., Fahrnisgemeinschaft §§ 1549 ff. BGB. vereinbaren, oder die Verwaltung und Nutznießung des Ehemannes am Frauengut kann vertraglich ausgeschlossen werden. — Einen solchen Vertrag kann natürlich auch die deutsche Ehefrau unter Einhaltung der nachfolgenden Vorschriften in der Schweiz schließen. — Die Form des Vertrages richtet sich nach schweizerischem Recht. Er bedarf also der öffentlichen Beurkundung und der Unterschrift der Ehegatten und außerdem, abweichend vom deutschen Recht, der Zustimmung der Vormundschaftsbehörde, wenn der Vertrag während der Ehe geschlossen wird (Art. 181 ZGB.; § 1434 BGB.; Art. 11 Abs. 1 S. 2 EGBGB.). Seinem Inhalte nach muß der Vertrag den Bestimmungen des deutschen Bürgerlichen Gesetzbuches unter allen Umständen entsprechen. Das Fehlen der Zustimmung der schweizerischen Vormundschaftsbehörde macht den Vertrag in Deutschland nicht ungültig, da es für seine Gültigkeit nur erforderlich ist, wenn die schweizerischen Formvorschriften den deutschen Gesetzen genügen (Art. 11 Abs. 1 S. 1 EGBGB.). Das deutsche Bürgerliche Gesetzbuch sieht aber für den Abschluß eines Ehevertrages nur gleichzeitige Anwesenheit beider Teile vor Gericht oder Notar vor (§ 1434 BGB.). Die öffentliche Beurkundung von Eheverträgen erfolgt in der Schweiz in der Regel durch die Notare. Die Verträge bedürfen aber dann noch der Beglaubigung durch die Staatskanzlei des betreffenden Kantons, damit sie Gültigkeit in Deutschland erlangen (Beglaubigungs-Vertrag vom 17. August 1907). Dritten gegenüber erhält der Vertrag erst Rechtswirkung, wenn er ins Güterrechtsregister eingetragen und veröffentlicht ist, oder wenn der Vertrag dem Dritten bekannt war (Art. 248 ff. ZGB.; Art. 181 Abs. 4 ZGB.; §§ 1435 u. 1558 ff. BGB.). Die Eintragung erfolgt am Wohnsitz des Ehemannes, also in Deutschland (Art. 250 ZGB.).

Neudeutschland.

Sie schaffen wochentags in tausend Werken
Der Not, des Zwecks, der Kunst und Wissenschaft,
Und gehen Sonntags hin den Geist zu stärken
An Gottes Wort zu neuer Leidenkraft.

Sie üben Stammesbrauch und -spiele wieder
In selbstgewährter karger freier Zeit,
Und abends singen sie der Heimat Lieder —
Und halten stets sich ihrem Ruf bereit.

L. Wolf, Int., Bern.

Ein Jahr deutsche Rüstungsindustrie.

Als die Engländer in der Sommeschlacht zum ersten Mal die ganze Wucht ihrer von Lloyd George organisierten Munitionsindustrie in die Wagschale warfen, glaubten sie die Überlegenheit in den technischen Hilfsmitteln des Krieges endgültig an sich gerissen zu haben. In Munition, Kanonen, Maschinengewehre, Flugzeuge und sonstiges Kriegsgerät war fast die ganze Stahlproduktion Großbritanniens, die während des Krieges von 7 auf 9 Millionen Tonnen gesteigert worden war, in den 4000 Rüstungsbetrieben Lloyd Georges umgeschmiedet worden. Amerika lieferte

bündeten. Aber die deutsche Industrie raffte sich im Augenblick der Gefahr zu einer Kraftleistung auf, an der gemessen die große Organisationsarbeit Lloyd Georges, der doch ein ungleich reicheres Material zur Verfügung gestanden hatte, gering erscheint. Das „Hindenburgprogramm“ wurde nicht nur aufgestellt, sondern auch durchgeführt. Hatte die militärische Industrieorganisation Englands im Zeichen der äußersten Materialverschwendung gestanden, so stand die Deutschlands im Zeichen der äußersten Materialausnutzung. Mit der menschlichen und der dinglichen Betriebs-



Der deutsche Kaiser begibt sich von der Anlegestelle des Jildis-Kiosk in der Staatsbark über den Bosphorus zum alten Serail.

aus seiner gewaltigen Eisenindustrie, der größten der Welt, nicht nur fertiges Material, sondern auch große Mengen von Roh- und Halbstoffen für den Bedarf der Alliierten, auch die Japaner arbeiteten fast ausschließlich für die Rüstung ihrer Verbündeten. Im ganzen hatten Länder mit einer Friedens-Roheisenproduktion von fast 50 Millionen Tonnen ihre Industriekraft für den Krieg gegen die Mittelmächte mobil gemacht, die in den letzten Jahren vor dem Kriege nur etwa 22 Millionen Tonnen Roheisen hergestellt hatten. An Kupfer, Zinn, Aluminium, Salpeter, Kautschuk und anderen kriegswichtigen Stoffen vollends schöpften die Alliierten müheles aus den großen Rohstofflagern der Welt, während die Mittelmächte nach Aufbrauch ihrer normalen Handelsvorräte zur Herstellung von Ersatzstoffen, zur Einschmelzung der Altmaterialien und Gebrauchsgegenstände schreiten mußten. Die Vorbedingungen erschienen fast hoffnungslos für Deutschland und seine Ver-

kraft wurde so genau und sorgfältig disponiert, daß von den entfesselbaren Energien fast nichts verloren ging und alles in die eine Richtung gelenkt wurde, auf die es in einer Lage wie der damaligen allein ankam. Der Erfolg war so stark, daß er nicht nur Feinde und Neutrale, nein auch manchen Deutschen überrascht hat, dem die Materialüberlegenheit der Gegengruppe zu überwältigend erschienen war, als daß man hoffen durfte, sie so vollständig durch bessere Ausnutzung und Handhabung des Materials auszugleichen. Daß dies aber dennoch geschehen ist, zeigt die Kriegsgeschichte des letzten Sommers auf jeder Seite. Ja, die Mittelmächte behielten sogar technische Kriegsmittel genug übrig, um an mehreren Stellen der Ostfront großzügige Angriffsunternehmungen durchzuführen, bei denen — wie alle Berichte übereinstimmend bekunden — nicht das Übergewicht an Menschenzahl, wohl aber das an Kriegsmaterial auf deutscher Seite war.

Den besten Beweis für die reichliche Versorgung Deutschland mit Erzeugnissen der Kriegsindustrie muß man aber darin erblicken, daß der Reichskommissar für die Kohlenverteilung kürzlich die Verfügung treffen konnte, daß die Koks-erzeugung auf den Bergwerks- und Hüttenkokereien um 6 v. H. gegenüber den Produktionszahlen der Monate Juni und Juli dieses Jahres und der Koksverbrauch der Hochöfenwerke sogar um 10 v. H. eingeschränkt werden sollte. Dabei handelte es sich um eine Maßnahme der zentralen Kohlenverteilungsbehörde zugunsten der Versorgung der Bevölkerung mit dem sogenannten Hausbrand, durch die erreicht werden sollte, daß noch vor dem Einsetzen der kalten Jahreszeit und vor Sperrung der Wasserstraßen

die lokalen Kohlenlager mit einem eisernen Bestand an Vorratskohlen versehen werden. Wenn der Kohlenkommissar eine solche Einschränkung des industriellen Kohlenverbrauchs zugunsten des Hausbrandes auch nur vorübergehend für einige Monate verfügen konnte, so wird er dies zweifellos nicht getan haben, bevor er sich des Einverständnisses der Heeresverwaltung versicherte. Und diese würde ihrerseits der Maßnahme nicht zugestimmt haben, wenn sie nicht unbedingt der Ansicht gewesen wäre, daß unsere kriegsindustrielle Erzeugung über Vorratsreserven verfügt, die eine zeitweilige, allerdings verhältnismäßig geringe Einschränkung der erreichbaren Höchstproduktion an Roheisen und chemischen Nebenprodukten des Kokereiprozesses gestatteten.



Heiden.

Unter feierlichem, vollstimmigem Glockenläuten versammelten sich am 31. Oktober abends 8 Uhr Schweizer Bürger und deutsche Internierte zu gemeinsamer Feier des Reformationsjubiläums im Heidener Gotteshaus. Die Leitung der Feier lag in den Händen des Kriegsinternierten Leutnant d. R. Prof. Lic. Bornhausen (Marburg). Die gemeinsam gesungenen Verse des Lutherliedes: „Ein feste Burg ist unser Gott“ zu Anfang und Ende, und die trefflichen Gesangsdarbietungen der Arie aus Mendelssohns Elias: „So ihr mich von ganzem Herzen sucht“ und der Pfingstkantate von Bach: „Mein gläubiges Herz...“ durch Frau Hauptmann Piwko umschlossen würdig das Hauptstück der Feier: die Rede von Professor Lic. Bornhausen. Wir wollen es uns nur gestehen, so etwas hören wir nicht alle Tage. Das war keine Festrede, in der wir mit einer Summierung von Historischem geplagt werden. Das war eine tief persönliche Verarbeitung und Mitteilung des Erbes des großen Reformators: seines neuen wahrhaftigen Denkens, seines neuen ehrlichen Willens, seines neuen schlichten Glaubens. Das Historische und Urkundliche diente dem Redner immer in eindrucksvoller Weise als rechte Erklärung und Begründung seiner Gedankenföhrung.

Es tut nicht not, dem reichen Vortrag ein ärmliches Referat zu bieten. Der Vortrag erscheint selbst im Druck und wird den Internierten jedenfalls leicht zugänglich sein — und muß unbedingt gelesen werden. S.

Lichtensteig.

Am 20. Oktober besuchte der hochwürdige Pater Herr Caspar Wörtmann, O. F. M., die hiesigen Internierten und am 27. Oktober war es der protestantische Herr Feldprediger-Hauptmann Spahn aus Schaffhausen, der uns Internierten liebevolle Worte widmete. Die beiden hochwürdigen Herren hatten dasselbe Thema: „Kann Gott dem heutigen Weltkriege zuschauen?“ gewählt und uns zu ernstlicher Gedankenarbeit veranlaßt.

Am Morgen des 29. Oktober verließen uns fünf Kameraden, um die Heimreise anzutreten. An ihnen waren bereits die Worte des Herrn Paters Wörtmann wahr geworden: „Wenn ich wieder einmal zum Besuch der Internierten nach

dem schönen Lichtensteig komme, so möchte ich andere Gesichter hier sehen, denn Ihnen allen wünsche ich bis dahin, die Heimat beglückt wiederzuschauen.“
F. Sch., Gefr.

Lenzerheide.

Als einen durchaus gelungenen Abend kann man das Konzert bezeichnen, das uns die Interniertenkapelle unter Mitwirkung der Sängerin Fräulein Anny Weisser aus Ragaz, des Herrn Leutnant von Norden und Herrn Georg Gebauer, bereitet hatte.

Die sehr gut eingespielte Kapelle unter der Leitung von Herrn Hempel eröffnete den Abend mit dem Marsch: „Die Garde an der Spree“. Obwohl die Kapelle hauptsächlich aus Dilettanten zusammengesetzt ist, kam die Ausführung einem künstlerischen Berufsspieler recht nahe. Frisches Spiel in guter Disziplin haben nichts von Anfänger- tum verspüren lassen.

Mit einer sehr angenehmen reich veranlagten Stimme sang Fräulein Anny Weisser das alte Lied: „An der Weser“ und erntete reichen Beifall, so daß sie noch manches Liedchen zusetzen mußte. „Sonntag ist's“ und „Des Seemanns Ende“ haben durch ihre natürliche tief innerliche Darstellung die Hörer tief ergriffen. Leutnant von Norden sang auf seinem Cello die warmen, igen Töne weiter, die die Künstlerin angeschlagen hatte. Der lustige Lautensänger Georg Gebauer mit seinen tönenden Schnacken und Herr Hempel mit dem Crystalophon wurden dem Humor der Musik in glänzender Weise gerecht. Die Zuhörer haben sich für das Gebotene recht erkenntlich gezeigt und manche Zugabe gefordert.

Der große Saal des Schweizerhofes war überfüllt. Wir hoffen, daß die Interniertenkapelle uns öfters die Gelegenheit so erfreulicher Stunden geben wird. J. K.

Schinznach-Bad.

Dem Gefreiten d. Res. Jordan, Arthur, Inf.-Regt. 184, den Soldaten Schmitz, Peter, Inf.-Regt. 29 und Fromm, Albert, Res.-Inf.-Regt. 82, wurde das E. K. II. Kl. verliehen. Der Soldat Paepke, Heinrich, Res.-Jäger-Bat. 14, erhielt das Mecklenburgische Verdienstkreuz II. Kl.

Am Morgen des 27. Oktober 1917 kamen 102 deutsche, österreichische und ungarische Zivilinternierte hier an.

Kerns.

Wenn der von Luzern ausgehende Zug der Brünigbahn hinter Hergiswil in einem längeren Tunnel den Lopper, einen massigen Ausläufer des Pilatus, durchschnitten hat, ist er in ein breites, sich in durchweg südlicher Richtung erstreckendes Tal eingetreten. Es ist das freundliche Obwaldnerland, an dessen Eingang Pilatus und Stanserhorn sich als gewaltige Torpfeiler erheben. Schützend wird das Talbecken in seiner ganzen Länge von Gebirgskämmen eingerahmt, die bis zu 2000 m ansteigen und noch im Mai im Schneeschmuck leuchten. Romantische Wildheit läßt sich der Landschaft im allgemeinen nicht nachrühmen, dafür aber — und das ist für ein die Erholung suchendes Gemüt wertvoller — eine hervorragende Anmut und Lieblichkeit. Überall saftige Wiesen und schattige Wälder, obstreiche Hänge und heimelige Wohnstätten, Herdengeläut von den Hängen — und drunten im Grunde der Sarnersee! Von der Hast und

von den Landleuten beim Heumachen, beim Pflanzen und Ernten der Gartenfrüchte, sowie beim Obstdörren und Mosten beschäftigt. Andere sind bei Handwerkern tätig wie auch in der von der deutschen Gesandtschaft eingerichteten Schreinerei und Korbflechterei. Die beiden letztgenannten Arbeitsstätten beschäftigen z. Zt. zusammen vierzehn Mann. Wenn im Winter die Außenarbeit mehr oder weniger ruht, bietet das Innere der Burgfluh ein lebhafteres Bild. So wurde hier vergangenen Winter eine Werkstätte zur Herstellung von Hausschuhen eröffnet, nachdem mehrere Kameraden die nötigen Fertigkeiten in einem Kursus in Brunnen erworben hatten. Manches Paar warmer Schuhe ist von hier in die Welt gegangen. Wie anderwärts, so wurde auch von den Internierten in Kerns allerlei Kunstfertigkeit betrieben. Nach Neigung und Geschmack widmeten sich manche der Brandmalerei, dem Kerbschnitt, der Metalltreibekunst, dem Knüpfen zierlicher Deckchen usw. Fortbildungs-



Kerns mit Stanserhorn.

Unrast des modernen Daseins kennt man in diesem idyllischen Erdenwinkel nicht viel; Ruhe und Friede sind hier zu Hause. Ein Leben in Einfachheit und Natürlichkeit führt der Älpler, der während des Sommers droben der Milchwirtschaft obliegt. Auf einer sich über die Talsohle erhebenden Bodenstufe liegt das wegen seiner Sauberkeit oft gerühmte Kerns. Von ferne grüßt der spitze Kirchturm, um den sich die hellen Häuser mit ihren roten Dächern und die geräumigen Bauernhöfe malerisch scharen.

Am 6. Mai 1916 wurde Kerns mit über hundert Internierten belegt. Das einige Minuten oberhalb des Dorfes gelegene Waldhotel Burgfluh bietet den deutschen Gästen ein behagliches Heim. Einzeln oder zu mehreren bewohnen sie luftige, schön eingerichtete Zimmer. Der Allgemeinheit stehen außer Vestibül und Speisesaal ein Musik- und ein Billardzimmer zur Verfügung. Besonders regen Besuches erfreut sich die Lesehalle, in der deutsche und schweizerische Tagesblätter und Zeitschriften ausliegen. Eine nahezu 700 Nummern aufweisende Bücherei, größtenteils aus der Berner Bücherzentrale, ist imstande, jeden Geschmack zu befriedigen; sie bietet dem Unterhaltungsuchenden wie dem Wissensdurstigen eine reiche Auswahl gediegener Werke. Erwähnt sei, daß die Burgfluhbesatzung vergangenen Winter mehrere Theatervorstellungen veranstaltete, zu denen auch die Bevölkerung Zutritt hatte.

Infolge starker Nachfrage nach Arbeitskräften ist es während der warmen Jahreszeit in der Anstalt tagsüber meist ruhig und still. Viele Kameraden werden

kurse geben Gelegenheit, die Grundkenntnisse in Rechnen, Deutsch, Geschichte und Erdkunde aufzufrischen und sich in Buchführung, Fremdsprachen und ähnlichen Fächern weiterzubilden.

In freien Stunden lockt die an landschaftlichen Schönheiten so überreiche Umgegend manchen zu kleinen und großen Spaziergängen. Beliebte Wanderziele sind der Sarnersee mit seinen obstreichen Ufern, das weltverlorene Melchtal und die dem Schweizer so teure Einsiedelei des seligen Bruders Klaus im stillen Ranft. Wer Höhenluft liebt und Anstrengungen nicht scheut, steigt über Alpweiden und Geröllhalden auf das Stanserhorn oder einen der benachbarten Grate. Mühsam ist zwar der Aufstieg und mancher Schweißtropfen perlt von der Stirne, bis die Höhe erreicht ist. Droben aber entschädigt eine unermeßliche Fernsicht für alle Beschwerden. Dem Himmel näher, weitet sich das Herz, und voll Entzücken ruht das Auge auf der weißen Pracht des Berner Oberlandes. Nordwärts reicht der Blick hinweg über das seenreiche Schweizer Mittelland bis zu den fernen Jurahöhen. Manchen Wanderfrohen zieht es auch zur Kernser Hochalp, der wegen ihrer reichen Alpenflora weitest bekannten Frutt. Unternehmungslustige erklettern von hier aus den sich auf 2484 m Höhe erhebenden Hochstollen. Wie gebannt hängt da das Auge an den glitzernden Schneehäuptern der so nahe gerückten Alpenriesen Titlis, Finsteraarhorn, Schreck- und Wetterhörner, Mönch und Eiger, Silberhorn und Blümlisalp. Von ihren Hängen ziehen breite

Ströme bläulich schimmernden Gletschereises majestätisch zu Tal. Im Westen leuchtet zwischen Briener- und Thunersee das vielgerühmte Interlaken hervor, während das Rauschen des Reichenbachfalles bei Meiringen ganz vernehmlich an das Ohr des Bergsteigers dringt.

Gefr. J. P.

Küßnacht a. Rigi.

Am 25. Oktober wurde dem Einj.-Unteroffizier Georg Rupp vom 20. bayr. Inf.-Rgt. 5. Komp., z. Zt. Student an der Handelshochschule St. Gallen, das Eisene Kreuz II. Kl. verliehen.



Schreinerwerkstätte in Weggis.

Photogr. v. Synnberg, Luzern.

Am 26. Oktober fand die kirchliche Trauung des Internierten Hans Fehring mit Fräulein Clara Albrecht aus Hamburg statt. Die Einsegnung des jungen Paares erfolgte in Küßnacht durch Herrn Pfarrer Schrenk aus Vitznau im Hotel „Mon Séjour“. Kurz vor 3 Uhr versammelten sich sämtliche Internierte mit ihren Angehörigen in dem zur Feier würdevoll ausgestatteten Lesesaal des Hotels. Unter den ersten Klängen von Händels „Largo“ — vorgetragen auf Klavier und Geige — führte Herr Pfarrer Schrenk das junge Paar vor den Altar. Nachdem das „Largo“ verklungen, eröffnete der Interniertenchor die Feier mit „Lobe den Herrn, den mächtigen König der Ehren“. Nach dem darauf folgenden gemeinsamen Gesange: „Jesu, geh' voran auf der Lebensbahn“ hielt Herr Pfarrer Schrenk die Traureden unter Zugrundelegung von Matth. 7, 24—27. In liebenswürdiger Weise trug sodann Frau Pfarrer Schrenk zur Verschönerung der Feier bei, indem sie nach der Einsegnung als Sopransolo Hildachs „Wo du hingehst, da will auch ich hingehen“ zum Vortrag brachte. Mit dem „Brautlied“ aus „Lohengrin“ und mit dem aus aller Herzen kommenden Wunsche, daß die Sonne, die so golden an dem herrlichen Herbstnachmittage strahlte, dem jungen Paare auch auf ihrem nunmehr gemeinsamen Lebenswege scheinen möge, wurde es hinausgeleitet. Der Ortschef erwartete das Paar und überreichte im Namen der internierten Kameraden eine Gabe zur Ergänzung der Grundlagen eines jungen Ehestandes.

Den Abend benutzte Herr Pfarrer Schrenk, um in einem Vortrage ein klares Bild von dem Leben in der Heimat während der Kriegszeit vor den Internierten

zu entrollen. Was wir da in anschaulicher Weise erfahren, war für uns zum großen Teil völlig neu und nahm das Interesse der Zuhörer stark in Anspruch. Nun konnte man sich doch ein Bild machen von dem Leben daheim, dem man nun schon 3 Jahre und noch länger fern steht. Manches hatte man ja aus Tageszeitungen, Zeitschriften und Kriegsbüchern vernommen, aber von dem meisten hatte man doch keine klaren Vorstellungen. Was ist daheim doch geleistet worden, mußte man sich immer und immer wieder sagen. Dankbaren Herzens und mit berechtigtem Stolz schaute jeder einzelne Internierte auf zu der großen Heimarmee hinter Pflug und Schraubstock, die da ebenfalls ihr Alles einsetzt, durchzuhalten bis zum

glücklichen Ende. Herr Pfarrer Schrenk hatte so durch seinen begeisterten und begeisternden Vortrag ein neues festes Band geknüpft zwischen den Internierten und der Heimat, und den Wunsch in ihnen wieder aufs Neue wachgerufen, endlich wieder mithelfen zu können an der großen Sache des Vaterlandes in der Heimat! Eingerahmt wurde der Vortrag durch den gemeinsamen Gesang von „O Deutschland, hoch in Ehren“ und „Deutschland über alles“ und zwei gesanglichen Darbietungen von Frau Pfarrer Schrenk, in denen der deutschen Frau und Mutter ein hehres Denkmal gesetzt war. Der rangälteste deutsche Offizier in Küßnacht, Herr Oberleutnant z. See Wendling, sprach im Namen sämtlicher Internierten zum Schluß Herrn Pfarrer Schrenk und seiner Frau Gemahlin Worte wärmsten Dankes aus.

W. P.

Gersau.

Am 2. Oktober wurde dem Heizer Nöske, Ernst, von S. M. S. „Blücher“ durch Herrn Leutn. Eger das E. K. II. in Anwesenheit der Kameraden und Offiziere feierlich überreicht.

Am selben Tage reisten 7 Offiziere, 4 Aspiranten, 3 Unteroffiziere und 20 Soldaten in die Heimat ab.

Am 7. Oktober fand im Hotel Müller eine gut besuchte Theatervorstellung des Herrn Direktor Geißenhofers, Luzern, statt.

Am 15. Oktober fand die Kriegstrauung von Soldat Gammersbach statt. Die Anstaltskameraden feierten das schöne Fest mit ihm. Wir wünschen ihm alles Gute für seinen weiteren Lebensweg.

Am 16. Oktober hielt Hans Hammerstein, Ldw.-Hilfsarzt der Schutztruppe D.-O.-A., vor allen Internierten einen interessanten Vortrag über unsere ostafrikanischen Kolonien. Begeisterung und Sachkenntnis machte seine Worte spannend und eindrucksvoll.

Ermatingen.

Am 14. Oktober traf Herr Hauptmann Bosse in Schloß Hard ein, um als künftiger Leiter der Landw. Schule die Vorarbeiten zu dem am 1. November begonnenen zweiten Winterkursus zu erledigen. Gleichzeitig übernahm Herr Hauptmann Bosse die Geschäfte des deutschen Hilfs-offiziers in Ermatingen.

Sonntag, den 14. Oktober nahmen unsere kleinen Landsleute (Kinder deutscher Internierter), nachdem sie im Schloß Hard bewirtet worden waren und den Nachmittag bei lustigem Spiel verlebt hatten, Abschied von ihren Gönnern. Am Dienstag, den 16. Oktober kehrten sie, vortrefflich erholt, das Herz mit Eindrücken unauslöschlicher Erinnerungen an den 6 wöchentlichen hiesigen Aufenthalt erfüllt, nach ihren Heimatorten zu ihren Müttern zurück.

Internierten-Landwirtschaft in Weesen.

Trotz der weit vorgeschrittenen Herbstzeit und dem sich bereits fühlbar machenden Winter, stehen die Kulturen hier noch in vollstem saftigen Grün und das Auge der sie hegenden und pflegenden Internierten darf sich noch immer an ihrem überaus guten Gedeihen erfreuen. Hier haben unermüdlicher Fleiß und Umsicht, sei es in der Bearbeitung und Urbarmachung des Bodens, sei es in der Bekämpfung der zu Tausenden auftretenden Schädlinge aller Art dieselben auf eine Höhe gebracht, wie selbst es ein kluger und vorausblickender Landwirt niemals erwartet hätte.

Neben allen anderen Arten von Gemüse ist es ganz besonders die Bohne und der Kohl (Kabbis), bei welchen geradezu eine Rekorderte erzielt wurde bzw. erzielt wird. Bei letzterem ist dieses um so höher einzuschätzen, da der gerade in diesem Sommer zu Millionen auftretende Kohlweißling, wo auch nur einen Augenblick in seiner Bekämpfung ausgesetzt wurde, in vielen Kulturen allergrößten Schaden angerichtet hat. Der Anbau der Kartoffel und deren Ernte, die nun beendet ist, hat zu einem den Bodenverhältnissen entsprechenden und mit Rücksicht auf den in großer Zahl auftretenden Schädling (Drahtwurm), überaus befriedigenden Ergebnis geführt und so die Aussicht auf einen rentablen Anbau derselben auch für das kommende Jahr bestärkt. Dankbar dürfen heute die Augen derer, die sich der Pflege der Kulturen mit ihrer ganzen Kraft gewidmet haben, hinaufblicken zu dem, der seinen Segen zu all ihrem Tun und Schaffen gespendet hat. Als Lohn ihrer Arbeit aber dürfen die Internierten das Bewußtsein in sich tragen, durch ihrer Hände Arbeit ihr Teil beigetragen zu haben, der drohenden Lebensmittelnot ihrer Gastgeber Abhilfe zu schaffen.

E. Ziegert, Untoffz., Int.

Brunnen.

Dienstag, den 2. Oktober konnten wieder 80 Kameraden zurück in ihr geliebtes Vaterland, das ihnen in diesen Zeiten besonders teuer geworden. Am Bahnhof richtete Hauptmann Koschella an die Kameraden noch einige herzliche Abschiedsworte, wobei der Redner auch der

Schweiz gedachte, indem er auf dieses schöne Land, das in diesem Weltkriege soviel Wohltätigkeit und Gastfreundschaft an den Opfern des Völkerkrieges geübt hat, ein dreifaches Hoch ausbrachte, in das alle voll Dankbarkeit kräftig einstimmten. Unter den Ausgetauschten befanden sich: Major von Pritzelwitz, Major Freiherr Schenk zu Schweinsberg und Oberleutnant a. D. Graf von Bernstorff.

Montag, den 1. Oktober fand hier die Kriegstrauung des internierten Kameraden Karl Schmitt, Soldat im 3. G.-R. z. F., Konditor, von Happershausen (Unterfranken) mit Fräulein Sophie Winheim aus Hilders (Preußen) statt.

Von den hier internierten Kameraden wurden folgende mit dem E. K. II. ausgezeichnet: Gefr. Fröhner, Johannes, I.-R. 104/3; Uffz. Happe, Otto, I.-R. 186/9; Gefr. Lürer, Hermann, I.-R. 74 (am 29. 6. ausgetauscht nach Deutschland).
M. B.

In Schwyz fand am 20. Oktober die Vermählung des Internierten A. Bamberger mit der Schweizerin Fräulein Katharina Grätzer unter Anwesenheit von Herrn Hauptmann Koschella als Trauzeugen statt. Die kirchliche Feier wurde am 22. Oktober in Einsiedeln vollzogen.
Becker.

Bern.

Alfred Handke hat sein Grab in deutscher Erde gefunden. Am Nachmittag des 30. Oktober gaben wir Berner Internierten dem Heimgegangenen das letzte Geleit. Der Tote war in der Leichenhalle des Bremgarten-Friedhofes aufgebahrt worden. Dort galt es Abschied nehmen von dem guten Kameraden, der, einer unserer Besten, lebensfroh und schaffensfreudig, so früh aus unserer Mitte gerissen wurde. Den Sarg deckten die herrlichen Kranz- und Blumenpenden, die von allen Seiten als ein letzter Gruß, von sämtlichen hiesigen Arbeitsabteilungen, den früheren Kameraden des Verstorbenen in Ragaz und dem Deutschen Kriegerbund Bern dargebracht worden waren, und die nun seinen Hügel in der Heimat schmückten. Der Anblick wirkte versöhnlich und rief uns die Worte Jean Pauls über die Schönheit des Sterbens in der Blüte des Lebens ins Gedächtnis. Vor der Leichenhalle hielt Herr Stadtpfarrer Rysler eine schlichte zu Herzen gehende Andacht zu Ehren des Toten. Nach der Verlesung der Gebete setzte sich der nach Hunderten zählende Trauerzug nach dem Bahnhof in Bewegung unter den gemessenen wuchtigen Rhythmen gedämpfter Trommeln. Schweizer Soldaten waren es, ein Halbzug Infanterie mit aufgepflanztem Seitengewehr, die dem Leichenwagen vorangingen. Die sterbende Natur draußen in der Vorstadt trauerte mit. Das fallende Laub, die herbstlichen Nebel, die frühe Dämmerung gemahnten in ihrer Sprache an das ewige große Werden und Vergehen. Drinnen auf dem ganzen Wege durch die Stadt bildeten andächtige ergriffene Einwohner Spalier. — Unter dem Donner der Ehrensäule wurde der Sarg von Kameraden in den bereitstehenden Eisenbahnwagen gehoben. Ein letzter stummer Gruß, und wir kehrten in die Stadt zurück, voll Trauer und doch gefestigt.

Des Todes rührendes Bild steht
Nicht als Schrecken dem Weisen, und nicht als Ende dem
Frommen.

Jenen drängt es in's Leben zurück, und lehret ihn handeln;
Diesen stört es, zu künftgem Heil, in Trübsal die Hoffnung;
Beiden wird zum Leben der Tod. (Goethe.)



Soldatenhumor.

In all den mißlichen und unbequemen Verhältnissen, die der Krieg schafft, verdient der unverwüsthliche Humor Einzelner immer wieder unsre unbegrenzte Hochachtung. Mir ist er immer wie eine sittliche Tat erschienen. So befreundend kann er wirken.

Ein solch Stück vom „Unverwüsthlichen“ kam mir dieser Tage auf einer Feldpostkarte aus Rußland zu Gesicht. Die Freude, die ich daran gehabt, möchte ich andre auch erleben lassen und deshalb gebe ich Bild und Text an unsre Zeitung. Vielleicht kommt auch darüber manch Unzufriedener zur Besinnung. „... Ich erlaube mir Ihnen eine Karte mit Ansicht unsers Hotels in Rußland zu übersenden. Alle Bequemlichkeiten der Neuzeit: „Badeeinrichtung, Zentralheizung, Metall-Paradiesbetten und, wie Sie sehen, Jagdgelegenheit im Salon ...“ S.

Batterie! — Gallopp — — marsch!

„Es war vor Passchendale (Flandern) am 20. September 1917 mittags. Die Infanterie der Division hat sich längst entwickelt, die Schützenlinien sind in das Rauchmeer untergetaucht. Die Batterie hält auf der Landstraße. Der Hauptmann hebt sich in den Bügeln. Er vergeht zum zehnten Male die zerfledderte Baumallee mit Kompaß und Karte. Es stimmt; das ist der Weg nach Passchendale. „Marschrichtung: dickster Kanonendonner“, sagt der Leutnant. Die Pferde im Batterietrupp werden unruhig, der Unteroffizier mit dem Richtkreis reibt sich an dem Gaul des Batterieführers. „Ruhig Blut“, sagt der und beißt sich die Lippen.

Die Batterie, über und über verstaubt, sieht aus wie eine verschneite Kolonne im Winter. Die dicken ostpreußischen Traber stehen mit dampfenden Flanken, schlapp hängen die Zungen aus den Mäulern. Die Fahrer heben die Hufe, ob kein Eisen los ist. So einen Marsch im schärfsten Mitteltrab haben sie lange nicht mehr gemacht, es muß brennen da vorn. Rechts und links in den Wiesen brüllen deutsche Mörser. Die Kanoniere auf den Protzen, wie Liebespaare dicht aneinander geschmiegt, schrecken auf. Leichtverwundete kommen des Weges, mit blutgetränkten Fetzen umwickelt. Einer den anderen stützend, so humpeln sie zurück, die Krankenzettel hängen an den blutbespritzten lehmsteifen Waffenböcken. „Wo kommt ihr her?“ fragt der Hauptmann. „Von da vorn“, ist die immer gleiche vielsagende Antwort. „Wie steht's vorn?“ — „Die Hölle!“ sagt ein junger Musketier und humpelt weiter

an dem frischgeschnittenen Stock wie ein Schäfer auf der Weide. Wo er an den Kanonieren vorbeikommt, sagt er: „Die Hölle!“ und zeigt stumm nach vorn, als sei dies das einzige Wort seiner Muttersprache, das nach all den Gräßlichkeiten an ihm haften geblieben ist. Die Kanoniere zucken die Achseln. Arme Deubels von Infanteristen! Wenn's nur endlich losginge, das Warten ist fürchterlich.

Der Hauptmann geht in die Pfeife. Kanoniere vor die Batterie! Er schreit über die Leute weg, denn die Worte werden von dem wahnsinnigen Donner und Krachen

zerrissen. „Ich erwarte, daß jeder sein Bestes tut! ... Der Engländer ist bei Poelkapelle eingebrochen ... wird nicht so schlimm sein ... Batterie muß offen auffahren ... Fahrer den Hintern in den Sattel ... Kanoniere den ersten Schuß heraus wie's Donnerwetter, ehe wir Feuer kriegen.“ — Die Mannschaft drängt sich dicht um den Gaul des Hauptmanns. In der Stunde der Gefahr zieht sich das Vertrauen der Soldaten eng um den Kern, den Führer, zusammen. Alle Augen hängen an seinen Lippen: „An die Pferde!“

Die Kanoniere lauschen auf den schlängelnden Donner der

Schlacht, der wie ein fernes Gewitter über die nahen Donnerschläge hinrollt. Als hätte man die Löwenkäfige aus allen zoologischen Gärten der Welt und dazu die freien Könige der Wüste in diesem Winkel von Langemark zusammengetrieben, und jagte nun zwischen den halbverhungerten Bestien eine Herde feister Hammel, so schaurig brüllt es zusammen auf. Plötzlich ist's, als ob der ganze Höllenspektakel Beine kriegte, er beginnt zu wandeln wie der berühmte Wald von Dunsinan. Die Schlacht hat Flut. Immer näher rückt sie der Batterie, jeder Kanonier hat das schauerhafte Gefühl, als wolle sie gerade ihn verschlucken. Schwere Granaten krepieren 500 Schritt vor ihnen, wie ein Peitschenhieb zischt der den Einschlag überschnellende Ast der Flugbahn über die Köpfe weg. Die Mörser in der Wiese heulen zweimal wütend auf. Kein Zweifel, der Engländer hat sein Feuer vorverlegt, um zum zweiten Mal zu stürmen.

Auf der Landstraße tauchen zwei Reiter in voller Karriere geduckt aus dem Qualm. Sie reiten den Hauptmann fast über den Haufen. „Herr Hauptmann, ich führe die Batterie in Stellung“, keucht der Offizier, reißt die Kartentasche vom Rücken und sprudelt etwas von „Landstraße, Feldweg, versumpfter Wiese, braunem Acker.“ Des Hauptmanns Pfeife geht, die dicken Ostpreußen schieben sich in die Taus; Batterie — Te—rab!



„Alle Bequemlichkeiten der Neuzeit ...“

Bewegung, erlösende Bewegung! Du gabst der Welt den ersten Anstoß, du brausest wie ein neuer Schöpfungswind durch die erstarrte Schlacht! Man frage den Infanteristen, was ihm das Fürchterlichste sei, er wird sagen: daß er still stehen muß, daß er den Kopf hinhalten muß, daß er warten muß auf seinen Tod. Aber frei dem Tod entgegenrennen, das Gespenst anpacken, sich mit den bösen Geistern herumschlagen, das funkelt wie ein Tropfen Glückseligkeit in dem Hexenkessel der Schlacht. —

Die Batterie rasselt dahin wie im Traum. Zertrümmerte Farmhäuser fliegen vorüber. Pappeln biegen sich wie Weidengerten. Rauchwolken schwimmen durch zerfetzte Baumwipfel. Lastkraftwagen schwanken wie große Boote über die Straße. Leere Munitionswagen stürmen zurück, die Fahrer peitschen auf die schäumenden Pferde. Es geht über Trichter, über ausgerissene Pflastersteine, über hingeschmetterte Äste. Die Kanoniere werden geschüttelt wie gedroschenes Korn. Vorwärts!

Es ist wie ein Traum. Man fährt durch Qualm und Feuer, aber man hört nichts mehr, man fühlt nicht mehr. Man ist nicht Müller, nicht Schulze, man ist ein sausender Pfeil, der seinem Ziel zuschießt. Vorwärts, vorwärts!

Auf der letzten Anhöhe gellt ein Ha—alt! Die Deichseln bäumen sich hoch wie Mastbäume auf stürmischer See. Ein Dutzend Reiter umdrängt den Hauptmann, der in das Tal starrt. „Da, Herr Hauptmann, wo die Mörser feuern, auf dem braunen Acker . . . eben platzte eine Granate

davor . . . da wo jetzt der Rauch ist“ . . . brüllte der Offizier ihm ins Ohr.

Achtung! Der Hauptmann reckt sich im Sattel. Sein Arm — alle Fahrer sehen bloß den Arm des Hauptmanns — stößt dreimal in die Höhe. Batterie — Ga—lopp! Dann legt sich der Hauptmann über den Hals der Fuchsstute und stiebt mit seinen Reitern über den Weg. Die Sporen reißen Blut aus den Weichen der schwerfälligen Ostpreußen, bis sie mit den suppentellergroßen Hufen den ungewohnten Takt des Galopps schlagen. Die Batterie galoppiert.

Es gibt nichts Schöneres in der Schlacht als eine aufgloppierende Batterie. Der braune Acker spritzt über die dampfenden Gäule. Der Hauptmann auf der Anhöhe springt ab, wirft dem Trompeter die Zügel zu. Die Richtkreisunteroffiziere springen ihm nach. Haupttrichtung hohe Bäume! brüllt, singt, jodelt es von Geschütz zu Geschütz. 2500! — Feuer! — —

Aus den Protzen purzeln die giftigen Granaten auf den Acker. Die Gespanne werden herumgerissen und, wie Boote auf hoher See vom Rumpf des Dampfers abstoßen, los von der Batterie, rauß aus dem Feuer! Der Hauptmann blickt bald auf die fieberhaft arbeitenden Geschütze, bald auf das Rauchmeer da vorn, bald auf den Sekundenzeiger der Uhr. Der Hauptmann ist zornig, er stampft auf. Wo bleibt der erste Schuß?

Feuern! — Feuern! —

Da — aus dem ersten Geschütz zuckt ein Blitz. Da, noch einer. Die Batterie feuert.



Schneetod.

Von H. Winter, Int., Disentis.

Flocken wirbeln. Sie fallen und fallen. —
Wo kommen sie her?
Sie tanzen und wiegen sich hin und her
Im Weltenmeer.

Ganz leise, sacht schweben sie hin
Auf weißem Linnen, weichem Pfühl,
Andere fallen, — betten sie zu
In warme Ruh.

Vorbei ist der tändelnde Mummenschanz.
Ernst schweigt reglos das Schneebild. —
Rötlicher Hauch. — Abendsonnenglanz. —
Kalte Schatten. — Spuren vom Rehwild.

In heiligem Schlaf liegt die Natur. —
Nur leise plätschernd Tropfen fallen
Des tauenden Schnees Totenuhr. —
Und knisternd schleicht es durch die Hallen.

Gebälk erzittert. — Es stöhnt im Rohr. —
Fön wimmert am Fenster.
Weheklagen klingt ans Ohr,
Leise seufzend wie Gespenster.

Der weiße Tod zieht übers Feld. —
Er schreitet durch der Männer Reihn. —
„Krieg“, lacht er, „narrische Welt,
Und solange bist du mein!“ —

Die werdende Macht.

Roman von Otto von Gottberg.

Copyright 1914 August Scherl, G. m. b. H., Berlin.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Den Admiralstabsoffizier schien der Stahl unter seinen Füßen zu interessieren. Den Kopf neigend, ließ er gleichgültig seine Fußspitze hin und her kratzen. Wer vom Stabe war, konnte sich leisten, mit schlechter Laune und dienstlicher Not der beklagenswerten Front Geduld zu üben. Endlich sah er Barenheim ins Gesicht. Der war wie Manövrier- auch Torpedooffizier und nunmehr halb vom Bau. Ihn ging es an: „Der dritte Admiralstabsoffizier hat sich leider an schwerer Nierenentzündung krank gemeldet, und da das Geschwader keinen überzähligen Torpedooffizier hat, müssen Sie einspringen.“

Da drehte sich Rumkow, jetzt kirschrot vor Zorn, zu seinem Manövrieroffizier: „Und wem gebe ich Ihre Division? — Die behalten Sie, Herr!“

Barenheim riß die Finger an die Mütze und ließ sie ärgerlich wieder an das Paletottuch klatschen: „Befehlen, Herr Kapitän!“

Heydebreeg, des Freundes jüngerer Bruder und Flaggeleutnant des Geschwaderchefs, kam von der Kompaßbrücke. Quitschvergnügt und sorgenfrei lächelte sein rundes, junges Leutnantsgesicht unter rotblondem Schläfenhaar, als er die Hand hob: „Exzellenz lassen fragen, wo der Torpedooffizier bleibt.“

Rumkow würdigte ihn keines Blickes: „Gehen Sie, Barenheim!“ Es klang, als ob sein Torpedooffizier ihn beleidigt habe.

Oben meldete sich der Kapitänleutnant beim Geschwaderchef. Brühl entfaltete die Karte. Korvettenkapitän Finkel, Artillerist und zweiter Admiralstabsoffizier, griff

nach dem flatternden Zipfel. Der Vizeadmiral erklärte seinen Plan für die Übungen.

Von unten klang Runkows Toben dazwischen: „Bleiben Sie geradeaus, Herr! Habe ich nichts zu tun, als Manövrieroffiziere einzuspielen? Das ganze Schiff sollten sie mir wegnehmen, wenn sie sich kein Personal leisten können.“

Der Geschwaderchef begriff, an wen die Worte gerichtet waren. Er sah steifnackige Untergebene gern und schmunzelte: „Was hat er, Brühl?“

Der Älteste des Stabes nahm die Finger nicht von der Karte und blickte kaum auf. Die Nöte der Front waren das nicht wert: „Ist kurz an Offizieren!“

Der Vizeadmiral hob die Augen von der Karte: „Kapitänleutnant Barenheim soll auch Dienst als Torpedoffizier des Schiffes tun. Sogar beim Manövrieren mag er aushelfen.“ Er drehte den Kopf zum Neffen: „Denke an den alten Schröder!“

Der schien in der Tat Nacheiferer zu finden, dachte Ernst. Als einer der strengsten, anspruchsvollsten, nie befriedigten, aber doch beliebtesten Führer der Marine hatte er gesagt: „Meine Herren, der Dienstag des Offiziers hat vierundzwanzig Stunden, und wenn das nicht reicht, nehmen Sie die Nacht hinzu!“

Der Admiral blickte über den nahen, flachen Sand von Wangeroog nach Nordwesten: „Gerade jetzt haben wir zu arbeiten. Sie hören heute mittag davon, meine Herren.“ Er hob die Stimme: „Funkenspruch für das Geschwader!“

Heydebreeg riß Papierblock mit Bleistift aus der Tasche, trat neben den schon diktierenden Chef und schrieb: „Zehn h. vm. Evolutionieren. Ein Uhr Sitzung der Kommandanten. Geschwaderchef.“

Auf flacher Hand hielt er dem Vizeadmiral den Block hin. Der las und nickte. Heydebreeg riß das Blatt ab, trat zur Seite und piß durch die Zähne: „Hst!“

Aus der Gruppe der Signalgäste lief ein Befehlsübermittler herbei, nahm das Blatt und trabte zur Funkenbude. Tief unten im Schiffsmagen saß der feinhörige Oberleutnant, den Kameradenwitz „Funkenajust“ nannte, in stickheißem Raum, der mit Hebeln, Kurbeln und Apparaten dem Stellwerk eines Bahnhofs ähnelte. Bald tickte und surrte es um den Großmast. Der Befehl flog zu den Schiffen des Geschwaders.

Um zehn Uhr stand Ernst im Stab hinter dem Admiral, der von der Kompaßbrücke rückwärts über die Kette von acht grauen Kolossen blickte. Wie Münchhausen seine Enten hielt er sie an der unsichtbaren Schnur gereiht. „Hannover“, mit ihren Masten die der folgenden sechs Fahrzeuge verdeckend, qualmte auf zweihundert Meter Entfernung in sachtem, stetem Gleiten und Fallen, das bald den Bug mit goldenem Wappen hoch vor ihre Geschütze und Schornsteine hob, bald bis zum Heck das Deck mit den Matrosenabteilungen beim Turnen und Exerzieren zeigte. Auch vom ‚Burggraf‘ klangen die Kommandos von Offizieren und Unteroffizieren herauf. Übungen im Geschwader unterbrachen den Tagesdienst und die Ausbildung der Mannschaften nicht.

„Dwarslinie“, sagte der Vizeadmiral.

Heydebreeg, der mit dem wachsamen Blick eines Jagdhundes an des Chefs Lippen hing, rief zu den Signalgästen auf dem Überbau: „Lucie!“

Vier Matrosen warfen sich auf die Knie. Acht Hände knoteten zwei Raupen oder Würste von blauweißblauem Flaggentuch an das Signaltau. Rechts vom Großmast krochen hastig zwei Raupen empor und entfalteten sich zu Schmetterlingen. Hart klatschte in der Brise ihr Tuch.

Der Stab blickte prüfend zurück. Auf der ‚Hannover‘, dann auf dem dritten, auf dem vierten, fünften, sechsten, siebenten und achten Schiff entfalteten sich die Puppen schnell zu bunten Schmetterlingen.

„Verstanden!“ meldete der Flaggleutnant, und der Admiral ließ mit kurzem Schlag die Hand fallen. „Nieder!“ rief Heydebreeg und „Nieder Ausführung!“ wiederholte der Signalmat des ‚Burggraf‘. Die Schmetterlinge sanken auf acht Fahrzeuge, und unter Rauchfahnen von plötzlich

dunklerem Braun marschierten wie die Pferde einer Schwadron sieben Kolosse neben dem ‚Burggraf‘ zur Linie auf. Rauschend schäumte das Wasser vor jedem Bug. In breiter Front, ein Bild verhaltender Wucht, dampfte das Geschwader.

„Linksum!“

Klatschend wehten neue Flaggen. Je zwanzigtausend Tonnen von Stahl drehten sich wie Kreisel um ihre Achsen. Zu zwei Divisionen von je vier Fahrzeugen ließ der Admiral aufmarschieren. Ernst sah, wie der braune Kopf sich rötete und die grauen Augen heller glänzten. Die Lust des Wellenherzogs spürte der Geschwaderchef beim Würfelspiel mit acht riesigen Burgen von Stahl. Sein Kommando warf sie in den Becher zusammen. Ein zweites schüttelte und mischte gut. Ein drittes rollte sie zu neuer Formation über den blanken weiten Spieltisch der Herren des Meeres, das grüne Tuch von Admiralen. Als ob die Eisenfesten Kartenblättchen in der zittrigen Hand einer Patience legenden Großtante wären, ließ er sie mit gleichen Abständen schräge oder gerade auf das Wasser fallen. Wie Herr Schumann seine acht Pferde im Zirkus, tummelte er sie im Schwenken oder Drehen nach rechts und links, und dann sie wieder in der Linie oder Front durch der Nordsee wellige Arena zu jagen. Auch die Peitsche ließ der Ringmeister schnippen. Wenn ein Pferd zu spät auf den Platz in der Kolonne huschte, wehten geschwätzte Flaggen Worte des Tadels vom Mast, und drüben auf des Sünders Deck krauste sich eine Stirn über dem Ahnen eines Wischers bei der Besprechung.

(Fortsetzung folgt).

Zu unserer Kunstbeilage.

Der muß ein Herz voll innigster Kinderfreundschaft in sich schlagen fühlen, der, wie Wilhelm Balmer, die Kinderzeit so herrlich und in so inbrünstiger Liebe zu schildern vermag. Strömt uns, die wir die Bilder schauen, nicht eine beglückende Musik aus den Farben und dem wunderbaren Rhythmus der Linien entgegen? Eine Melodie, die uns mit lachender Sehnsucht erfüllt nach dem fernen, vom Blau der Erinnerung umschleierten Kinderland? Diese lächelnde Sehnsucht muß auch dem Künstler Sinn und Hand geführt haben, als er dieses Kinderfries mit all seinen anmutigen Feinheiten schaffte.

Es ist hier weniger die eigentliche Handlung — sie gruppiert sich um die weißbezugerte goldene Torte im Mittelpunkt —, die das Interesse fesselt, als vielmehr die einzelnen bis ins Kleinste reizvollen Kindertypen und die zu einem wunderbar frohen und doch gar nicht grellen Akkord zusammengefügteten Farben. Mit welcher Inbrunst schmeckt z. B. der goldlockige Kleine hinter der Torte den guten süßen Kuchen. Seine blaue dunklen Augen wollen vor kindlich andächtiger Wollust überquellen. Oder wie fein und jungfräulich frisch ist das Profil des im weißen schimmernden Kleid ernst dastehenden Mädchens. Oder wie unmittelbar hingestellt der nackte lockige Bub mit dem hellen Blumenstrauß. Wie tief versunken klaubt der blonde Knabe von seinem Stück Kuchen den Zuckerfuß ab. Mit welcher liebevoller Zärtlichkeit hat der Künstler die feinen, jugendlichen Glieder gemalt. Was für ein Leuchten legt er in die reinen Kinderaugen. Welch warmes, prickelndes Blut schimmert durch die rosige Haut der nackten zarten Körperchen; und welcher Wohlklang entströmt dem großen Linien- und Farbenwerk!...

Alle einzelnen Schönheiten der Bilder hier zu nennen, versagt mir leider der knappe Raum. Wer das Fries jedoch liebevoll betrachtet — und man kann es nur liebevoll betrachten! — wird jedesmal wieder neue Herrlichkeiten entdecken. Jedes wahre Kunstwerk ist unerschöpflich an inneren Schätzen, an Schönheiten. So Wilhelm Balmers Kinderfries. Indem er die Kinder von innen auffaßt, nicht vom Blick der Erwachsenen aus, sondern so weltunkundig und weltvergessen, wie die Kinderseelen sind, hat er ihre Welt liebevoller Eigenart, schuldloser, sonnenheller Kinderromantik geschaffen. Den Kindern und uns Erwachsenen zur leuchtenden Freude und Lust. Ed. N., Bern.

Schriftleitung der Deutsch. Int.-Ztg.: Leutn. Sticks unter Mitwirkung von Prof. Woltereck u. Herm. Hesse, Bern, Effingerstr. 6a.